

Gibt es einen kompositorischen Personalstil und wie gelangt man dahin, einen zu haben?

Zunächst einmal behaupte ich (weil sich eine derartig rigorose Aussage am Anfang eines Textes immer gut macht!) provokativ: Einen unverwechselbaren, mit niemandem geteilten Personalstil gibt es gar nicht!

Freilich muss ich diese Setzung sofort wieder umstoßen, indem ich mir vor Augen bzw. Ohren führe, dass es kein Problem darstellt, nach wenigen Takten von Richard Strauss oder Dmitri Schostakowitsch mit felsenfester Gewissheit auszurufen: „Ha! Richard Strauss!“ oder „Na klar, Schostakowitsch!“ Eigentlich müsste man das ja von allen großen Komponisten sagen können, die es so weit gebracht haben, in den Stand eines kulturellen Gemeinguts aufgenommen zu werden.

Und doch passierte es mir neulich, dass ich beim Zappen im Fernsehen an einer Opernaufführung hängen blieb, bei der ich mich mit wachsender Verwunderung fragte, warum es mir nicht herauszufinden gelingt, um welche Mozartoper es sich denn nun handelt. Titus? Idomeneo? Hmm...

Es war eine Oper von Pergolesi, und ich war doch recht beschämt, liebe ich doch Mozart sehr, habe schon viel von ihm analysiert und selbst musiziert. Ich war eigentlich davon überzeugt, ich würde ihn, d.h. natürlich seine Musik, im Traum erkennen. Erzappt – ertappt!

Freilich arbeitet Mozart auf der einen Seite oft mit den Konventionen seiner Zeit; freilich verfeinert und konterkariert er sie auf der anderen Seite immer wieder in unnachahmlicher Weise mit seinem Gespür für raffinierte Abweichungen und delikate Nuancen, oder er zertrümmert sie mit regelrecht modern wirkenden Ausbrüchen, denen nur noch eine vom Himmel herab gestiegene Melodie Trost und Wiederherstellung des klassischen Gleichgewichts zu schenken vermag.

Dennoch gibt es offenbar fern von dieser hehren Kunst Mozarts auch bei ihm einen Tonfall der klassischen Normalität, in welchem er verwechselbar wird und der mich auf Pergolesi reinfallen lässt, der wohl offenbar nicht nur sein Handwerk versteht, sondern vielleicht auch gelegentlich durchaus geniale Momente aufweist.

Früher Beethoven klingt oft wie Haydn, und *der* wiederum hat viel von Carl Philipp Emanuel Bach. Wie ist das nun mit dem Personalstil? Erkennen wir einen solchen vielleicht nur anhand der Vertrautheit mit den gängigen Meisterwerken und verwechseln ihn mit der Kenntnis dieser Stücke? Sollte „Ah, typisch Beethoven!“ vielleicht besser „Ah, mal wieder die Eroica!“ heißen? Wie sieht es mit Werken aus, die nicht unbedingt zum auswendig beherrschten Kanon der Weltliteratur gehören?

Ein Freund spielte mir vor Jahren einen Sinfoniesatz vor und bat mich, den Komponisten zu erraten. Ich war mir sicher, das könne nur Mahler sein und ging im Geiste seine Sinfonien durch, ohne auf die konkrete zu kommen. Der Freund schüttelte nur den Kopf und sagte, nachdem er mich ein wenig schmoren gelassen hatte, der Komponist heiße Hans Rott (wer? Das geschah zu einer Zeit, als dieser noch ein absoluter Geheimtipp war. Ich musste eine gewisse Bestürzung zugeben. Da hat doch dieser Hans Rott schamlos Mahlers Erste nachgeäfft, und das auch noch Jahre, bevor Mahler selbst auf die Idee gekommen war! Unerhört!).

Überhaupt Mahler: In manchen *Comodo*-Sätzen seiner Sinfonien, die man lange nicht gehört hatte und nun zufällig im Radio einschaltet, kann man schon ein paar Momente lang an Schubert denken, bevor man nach längerem Hineinhören doch zugibt, nun ja, Schubert ist es natürlich nicht! Mahler ist eben doch Mahler, besonders in der neunten oder zehnten Sinfonie (also doch wieder die Werkmonolithe?).

In manchen Klavier- oder Kammermusikwerken, die man nicht so genau kennt, kann man auch Brahms und Schumann verwechseln oder Alkan für einen der beiden halten.

Man darf natürlich nicht vergessen, dass es im Lauf der Musikgeschichte auch Zeiten gegeben hat, in denen niemand daran gedacht hätte, seine eigene Persönlichkeit durch die Suche nach einem Personalstil in den Vordergrund zu drängen. In der Motette der Renaissancezeit war jeder Komponist bestrebt, ein möglichst reines Ideal von Satztechnik und Klanglichkeit zu erreichen, wodurch eine objektive Wahrheit zum Ausdruck gebracht wurde (Fachleute können natürlich einige Unterschiede zwischen Palestrina, Lasso und Victoria festmachen, der nicht so fein sensibilisierte Konzertbesucher wird aber wohl davon wenig hören). Ebenso hatte man als musikalischer Bediensteter am Hofe eines barocken Fürsten sein Handwerk zu beherrschen, um jeden Abend zum Diner eine erbauliche Triosonate abzuliefern, da war für Individualität nicht viel Platz (oder können Sie mit Sicherheit Carulli, Corelli, Locatelli usw. auseinander halten?).

Auch in anderen Kulturen ist das Streben nach Einzigartigkeit nicht unbedingt Programm: In manchen asiatischen oder afrikanischen Traditionen gilt es als höchstes künstlerisches Ziel, der Vollkommenheit eines Meisters möglichst nahe zu kommen, der wiederum selbst nichts anderes macht als Generationen von Meistern vor ihm.

Amüsanterweise beschleicht mich gelegentlich das Gefühl, in der „großen Familie“ der Neuen Musik (mit großem „N“!) gäbe es auch ein solches unausgesprochenes Meisterideal, dem alle nacheifern, um als zeitgenössischer Komponist ernst genommen zu werden. Es gibt einfach zu viele Komponisten der Avantgarde, deren Musik sich zu sehr ähnelt, die Persönlichkeit vermissen lässt.

Ohne Zweifel: Die Sache mit dem Personalstil scheint zu einem nicht unerheblichen Teil ein historisches Phänomen zu sein, das besonders durch den Geniekult der Romantik genährt wurde.

Und nun also die Frage, ob *ich* einen eigenen Stil gefunden habe. Hmmm...

Ich schreibe Musik, baue immer wieder zu meinen Stücken ein intimes Verhältnis auf, freue mich darüber, wenn es mir gelang, meine Konzentration auf das Werden eines neuen Stückes bündeln zu können. Bei keinem meiner Stücke habe ich mir vor der Komposition gesagt: „Ich will jetzt den ureigenen Kaern-Stil verwirklichen!“. Ich habe mir Aufgaben gestellt, das ja! Habe mir kompositorische Stolpersteine in den Weg gelegt, habe nach Lösungen gesucht, wie ich mit diesen umgehen könnte. Sagt sich überhaupt ein Komponist, sagen wir Tschaikowsky, vor seiner Arbeit: „Jetzt schreib ich mal wieder einen typischen Tschaikowsky!“? Vorsicht – rhetorische Frage! Ich behaupte (und bin mir dabei ziemlich sicher), das tut keiner. Man kann sich das nicht vornehmen; es passiert, es stellt sich ein – oder auch nicht!

Wenn es das tut, ist es natürlich wunderbar, und ich leugne auch überhaupt nicht, dass es immer wieder diese einzeln herausragenden Solitäre gab und gibt (auch in der Neuen Musik; Glücklicherweise ein Helmut Lachenmann oder auch ein Arvo Pärt, denen es auf unterschiedliche Weise gelungen ist, unverwechselbar zu sein. Keiner von beiden taugt zur Nachahmung, da

ihre Sprachen so speziell sind, dass jedweder derartige Versuch scheitern muss und nur Stilkopien hervorbrächte.).

Warum komponiert man? Warum macht man Kunst, mithin: etwas Besonderes?

Zum Broterwerb? OK, legitim!

Weil man die Welt verbessern will? Schwierig! Die verbesserungsbedürftige Welt hört in der Regel nicht darauf!

Weil man während der Zeit, die man auf dieser Erde in diesem Leben verbringt, einen Sinn dafür erfahren und ein wenig mitgestalten möchte, um sich und seinen Mitmenschen ein Geschenk zu machen, Freude zu bereiten, Nachdenklichkeit anzuregen, zu spüren, dass man lebt? Nicht der schlechteste Grund!

Weil man spürt, dass wir alle nichts Weiteres als kleine Staubkörner auf dieser Erde sind, aus dem Staube kommend, dorthin zurückkehrend und dass daher in spätestens 100 Jahren nach unserem Tod kein Hahn mehr nach uns kräht, niemand mehr danach fragt, dass wir mal gelebt haben? Zimmern wir daher an unseren eigenen Denkmälern, um Spuren zu hinterlassen? Dies ist oft – zumindest unterbewusst – nicht auszuschließen!

Warum sich so wichtig nehmen? Warum mit Gewalt erreichen wollen, einmal in ebensolcher Weise erinnert und zum kulturellen Allgemeingut zu werden wie Bach? Er hat sicher nicht vorgehabt, sein eigenes Denkmal zu werden, er hat sicher einfach fleißig gearbeitet.

Wenn man also nicht begabt, stark, fleißig, inspiriert, genial genug ist, sich in seinem Erfinden von allen Einflüssen, die zweifellos unentwegt auf einen hernieder prasseln, freizumachen, wenn sich ein individueller Personalstil, der sich unabhängig und mündig präsentiert, nicht einstellen will, was dann? Ich bin geneigt zu sagen: „Was soll's?“

Es kann nur wenige wirkliche Genies geben, und auch *die* sind oft nicht frei von fremden Staubpartikeln. Was wäre, wenn man den Begriff des Stils gar nicht so klar in feste Grenzen fassen könnte und er sich dadurch nicht als ein einheitliches Ganzes, als in sich abgeschlossene Gesamtheit darstellen würde, sondern aus vielen Schichten bestünde?

Zurück zu der Frage, ob ich einen eigenen Stil habe.

Ich glaube, diese Frage im Sinne einer solchen Gesamtheit nicht absolut bejahen zu können, sondern sie gar ehrlich verneinen zu müssen. Ich weiß, dass ich in vielerlei – Helmut Lachenmann würde sagen – Bedingtheiten stecke, dass ich nicht vorurteilsfrei und bedingungslos bin und arbeite, dass ich einigen Beeinflussungen ausgesetzt bin, ja, mehr noch, diese sogar immer wieder explizit suche und zulasse. Denn ich empfinde mich nicht – kann es gar nicht – als ein völlig isoliertes Wesen, das abgeschottet von allen Einflüsterungen, vor sich hin werkeln kann. Ich fühle mich durchaus mit anderen Komponisten und ihren Denkweisen verbunden, ja verwandt, sehe die Welt und die Musik ähnlich wie sie, wende sicher auch immer wieder ähnliche Mittel und Methoden an wie sie, und manche Stellen meiner Musik weisen zweifellos klangliche Allusionen zu deren Musik auf, ohne konkrete Werke nachzuahmen. Ich bin mir dessen bewusst und fühle mich trotzdem vor der Komposition eines jeden Stückes einsam vor der Frage: Wie anfangen? Woher die Töne nehmen? Wohin führt das? Und dabei können mir meine Geistesverwandten dann eben auch nicht helfen. So hoffe ich also, dass sich bei all meiner Bedingtheit in meiner Musik auch genügend Seiten finden, die meine Persönlichkeit widerspiegeln, dass ich die eine oder andere nur mir eingefallene Lösung auf Probleme finde, die nur ich mir gestellt habe. Ob mir das gelingt, kann und will ich selbst nicht entscheiden. Ich glaube jedenfalls, dass durchaus

das Gros der Komponisten ähnlich bedingt ist, dass sich viele Gruppen zusammenschließen lassen, deren Zugehörige von ähnlichen Überlegungen getragen werden, denen ähnliche Dinge wichtig sind, und deren Musiken eben auch klangliche Ähnlichkeiten aufweisen, als sprächen sie die gleiche Sprache, formten damit nur andere Sätze.

Und ich glaube, dass ein starker Personalstil wirklich nur den allergrößten Meistern gegeben ist und diese an wenigen Fingern abzuzählen sind. Ich empfinde diesen Gedanken als sehr tröstlich und befreiend.

Leipzig, 8./9.11.2006